Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 76 (1980)

Heft: 1-2

Artikel: "Der Alltag" und "Die Schule des Alltags"

Autor: Keller, Walter / Wyss, Nikolaus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-117351

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Der Alltag» und «Die Schule des Alltags»

Ein Tätigkeitsbericht

Von *Walter Keller*, ergänzt von *Nikolaus Wyss*

I.

Wer sich das Thema Alltag bis in die kleinsten Verästelungen, bis in die unscheinbarsten, selbstverständlichsten Banalitäten stellt, gerät mindestens zweifach in Schwierigkeiten.

Erstens entzieht sich das, was sich unter diesem Begriff summiert, gerne dem an Rasterherstellungen gewohnten Auge des Sozialwissenschaftlers. Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass der Begriff eigentlich keiner ist, jedenfalls unserer Literaturkenntnis gemäss noch nirgendwo exakt und abschliessend definiert wurde. Norbert Elias hat 1978 die verschiedenen Gebrauchsbedeutungen zusammenzufassen versucht[1]. Das Wort Alltag wirkt sowohl für «normale Alltagsmenschen» als auch für «professionelle Alltagsforscher» mehr als Symbol, ist damit diffus und weist auf nicht zählbar viele Erscheinungen heutigen täglichen Lebens in der westlichen industrialisierten Welt hin.

Für uns jedenfalls sind alltägliche Gewohnheiten und Verhaltensweisen, zu deren Aufrechterhaltung wir bestimmte Strategien benutzen, die uns Sicherheit geben und Unsicherheiten umschiffen helfen, in viel entscheidenderem Masse für kleine wie auch vor allem für grosse Veränderungen verantwortlich, als es der an Ereignisse fixierte Medienkonsument und selbst der von dokumentierten Entwicklungen ausgehende Forscher annehmen wollen[2]. Marketingleute haben dies

[1] Norbert Elias: Zum Begriff des Alltags, in: Materialien zur Soziologie des Alltags, Sonderheft 20 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Opladen 1978, 22–29.

[2] So formuliert ist dies natürlich eine vorläufige Behauptung. Auffällig ist aber, dass Unalltägliches, Ereignisse, ja Katastrophen als vom eigenen Alltag völlig abgeschnitten empfunden werden, wie Kinovorführungen, sofern sie nicht beinahe physisch treffen, und dass die Wechselwirkung zwischen Ereignissen und dem eigenen Alltag in einer solchen Weltschau kaum zum Tragen kommt. Man sei nur an die relativ erfolglosen Bemühungen von Dritte-Welt-Spezialisten erinnert, die das Konsumverhalten von uns Westeuropäern richtig in Zusammenhang bringen mit politischen Zuständen in Entwicklungsländern. Dies hängt wohl auch mit der statisch-segmentalen und nicht auf Prozesse und Entwicklungen ausgerichteten Wahrnehmung zusammen, die die Welt als eine Anhäufung von einzelnen Zuständen, Unglaublichkeiten, Kuriosa und anderen Bildern auffasst. Und tauchen doch einmal Begründungen für Entwicklungen auf, so klingen sie einlinig und heben zu wenig die wechselseitige Verflechtung hervor, in welcher der eigene Alltag mit seinen Bedürfnisbefriedigungen und Gewohnheiten mit den «Alltagen» anderer Menschen steckt; auch wenn sich das «Ereignis» heute irgendwo in Afrika abspielen mag (N. Wyss).

längst erkannt und berücksichtigen eingespielte Verhaltens- und Lebensweisen in ihrer Werbearbeit. Uns interessieren Strukturen und Prozesse und nicht nur die Daten und Ereignisse unseres heutigen und vergangenen Lebens, das wir je an Klasse, an Geschlecht, an Rasse und an persönliche Biographie gebunden durchlaufen.

Zweitens nun gerät der, der sich Alltag zum Thema macht, ganz persönlich in Schwierigkeiten, die er freilich vielleicht schon vor dieser Themenstellung hatte und die ihn möglicherweise zur Wahl der Studienrichtung Kulturwissenschaft bewogen haben. Diese Schwierigkeiten lassen sich mindestens zum Teil damit erklären, dass auch derjenige, der die Relativität von Kultur erkannt hat und weiss, dass in jedem Moment Menschen ihre ökonomischen, sozialen und kulturellen Probleme überall auf ganz verschiedene Weise lösen, in einem konkreten geschichtlichen Zeitabschnitt und in konkret erfahrenen und eventuell erlittenen Gruppen- und Schichtbezügen lebt[3]. Gleichzeitig versetzt er sich in die Lage, sich – gewissermassen als Chemiker mit Reagenzglas – mit den ihn umgebenden (Teil-)Kulturen zu beschäftigen. Er beobachtet und nimmt teil, ist Zeuge verschiedener Szenen und steht nicht selten zwischen ihnen. Für uns jedenfalls bedeutete dies schon vor dem Studium die Erfahrung der Vereinzelung.

Das Studium der Volkskunde bei Arnold Niederer in Zürich liess uns in seiner europäischen und methodisch übergreifenden Ausrichtung unseren mit Trauer verbundenen «Voyeurismus» (Trauer deshalb, weil wir in vielem Fremde blieben) als nicht nur individuelles Problem begreifen. Der Rahmen – und damit auch unser ganz persönlicher Bezugsrahmen – veränderte sich. Durch gezielte Informationen, insbesondere durch das Studium neuerer amerikanischer Untersuchungen von Kulturanthropologen im Grossstadtmilieu, konnten wir erkennen, dass die Spannung zwischen Teilnahme und Beobachtung und vor allem deren Beherrschung ein Grundmuster kulturanthropologischer Arbeit ist[4]. Somit ergab sich ein neuer Gruppenbezug, der den einer lokalpartikularistischen Verfasstheit durch eine Erweiterung auf universalistische Sinnzusammenhänge ablöste. Praktisch auf der ganzen Welt tun andere Menschen das gleiche, nehmen teil und beobach-

[3] Literarisch beschrieben hat dies: Kurt Guggenheim, Das Zusammensetzspiel, Roman, Frankfurt/M.-Berlin-Wien 1979, 104f.: «Es ist eine der echten Schwierigkeiten in unserem Beruf, dass es darin für den, der ihn ausübt, nichts mehr gibt, was nicht unmittelbar mit ihm zusammenhängt. Nichts mehr, was ich tue, was ich denke, was nicht zum unerschöpflichen Inhalt des Alltagslebens aller gehörte. Auch der Volkskundler ist ein Forschungsobjekt des Volkskundlers.»

[4] Für Untersuchungen aus dem Grossstadtmilieu vgl. Aufsätze in der Zeitschrift Urban Life and Culture, Beverly-Hills-London, I, 1972.

ten, schreiben Erkenntnisse nieder und treten so miteinander in Kontakt.

Das Interesse an unserer eigenen Lebenshaltung, an unseren eigenen Grenzen und Möglichkeiten, an uns selbst als Kulturwesen, wie auch das Interesse an den Forschungsgebieten (an den Lebensformen anderer also), führte uns bereits während des Studiums zum Aufbau des Projekts «Alltag»[5]. Grundsätzlich lag diesem Projekt inhaltlich das (volkskundlich begründete) Interesse für den uns allernächstliegenden, allerselbstverständlichsten Alltag, das heisst für die heutige schweizerische Wirklichkeit derer zugrunde, die direkt und unmittelbar kaum je öffentlich zu Wort kommen, deren Interessenvertretung allerdings von Parteien, Verbänden und Organisationen in Anspruch genommen wird. Das entscheidende Faktum, das in vielen Reaktionen Einzelner und in Rezensionen unserer Aktivitäten in Tageszeitungen auch als «neuralgischer» Punkt auftauchte, war, dass wir zuallererst einmal nicht von der Kritik am Alltag, sondern von der Notwendigkeit der Darstellung der vielen «Alltage» in all ihren Farben und Schattierungen ausgingen[6]. Wir wollten das Bewusstsein der vielen, die darzustellen wir uns vorgenommen hatten, nicht gleich als entfremdet und damit als «falsches Bewusstsein» apostrophieren[7].

Dass Darstellung notwendig sei, leiteten wir aus folgenden Überlegungen ab: eine moderne industrialisierte und arbeitsteilig aufge-

[5] Zu den Schwierigkeiten noch folgendes: Ich glaube, sie wären weitgehend vermeidbar, wenn man sich bei der Beschäftigung mit dem Alltag von Anfang an auf eine Linie festlegte, so dass vor allem bei dem, der sich mit ihm beschäftigt, über die Rolle, die er in ihm einnimmt, Klarheit herrscht. Entweder geht er das Thema streng wissenschaftlich an und entwickelt und gebraucht eine eindeutige Nomenklatur, «behandelt» Themen und kommt zu Schlussfolgerungen. Oder er reduziert den Alltag zu erzählbaren Begebenheiten, das heisst er macht ihn unalltäglich, gibt «Geschichten aus dem Alltag» zum besten, exemplarische Geschichten mit einem Fazit und einer Moral. In einer solchen Rolle wird der Alltag journalistisch behandelt im Hinblick auf das Unterhaltungsbedürfnis des Lesers oder des Fernsehzuschauers, so wie es im Jahre 1979 sehr in Mode gekommen ist. Kaum eine Zeitung, kaum eine Sendung, die nicht das Wort Alltag gebraucht. Was nun uns angeht, genügen wir bislang weder den Anforderungen eines wissenschaftlichen Zugangs noch waren wir in der Lage, «Geschichten aus dem Alltag» zu liefern, obschon die Verführung gross ist, besteht doch ein Bedürfnis danach. Wir sind noch heute beim Suchen der «Schiene» und verstehen uns darauf schon recht gut. Wir haben wenig an Zielvorstellungen vorzuweisen; für mich persönlich bedeutet die Arbeit am Thema Alltag bereits ein Stück Kunst, «Lebenskunst», wenn man so will (N. Wyss).

[6] Guggenheim (wie Anm. 3) 50f. und 74f.

[7] Vgl. zu diesem Thema: Thomas Leithäuser: Formen des Alltagsbewusstseins, Frankfurt/M.-New York 1976; Henri Lefebvre: Kritik des Alltagslebens, München 1974; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek 1973, Bd. I.

baute, komplexe Gesellschaft wie die unsere zeichnet sich dadurch aus, dass in vielen Gruppen nach je sich unterscheidenden Werten und Normen gelebt wird. Trotz dem scheinbaren pluralistisch-toleranten Nebeneinander, welches heutige westeuropäische Wirklichkeit virtuell auszeichnet, lassen sich mit steigender gesellschaftlicher Differenzierung weiterhin bestehende Vorurteile ausmachen. Zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen stockt der Informationsfluss. Die meisten der Personen, mit denen wir im täglichen Kontakt zu tun haben, nehmen wir nur als Rollen- oder Funktionsträger wahr; je nach Situation in einer der vielen Rollen, die heute jeder erfüllen und beherrschen muss[8]. Kaum je erkennen wir zum Beispiel am Arbeitsplatz unser Gegenüber als vielgestaltiges Wesen, als menschliche Ganzheit. Das Bewusstsein, dass auch wir selbst als mit wissenschaftlichem Gedankengut befasste Alltagsteilnehmer oft so tun, als wüssten wir immer, wer die anderen sind, die uns am Schalter, als Kontrolleure bei den Verkehrsbetrieben, bei der Bauarbeit und so weiter begegnen und der Wunsch, uns selbst durch Informationen der Betroffenen eines Besseren belehren zu lassen (und gleichzeitig diese Informationen pubizistisch anderen zukommen zu lassen), führte und führt freilich zu Schwierigkeiten. Der als selbstverständlich empfundene Umgang mit anderen, der hindernislose Tagesablauf wird gestört, viele Selbstverständlichkeiten sind in Frage gestellt, und wir werden dadurch oft in unserer Aktions- und Reaktionsfähigkeit eingeschränkt.

II.

Den oben aufgeführten, stockenden Informationsfluss im Kleinen (mit wenigen eigenen wirtschaftlichen Mitteln und beschränktem publizistischem Einfluss) in Gang zu bringen, war die unseren Aktivitäten zugrunde liegende Idee. Sie ist, weil die Notwendigkeit uns je länger je einsichtiger ist, bis heute grundsätzlich die gleiche geblieben. Nachfolgend sollen unsere Aktivitäten, wie sie sich bis zur Niederschrift dieses Beitrages gestalteten, im einzelnen aufgeführt werden.

Seit ungefähr drei Jahren laufen – von uns initiiert und veranstaltet – in regelmässigen Abständen Serien von zweiwöchentlich durchgeführten Talk-Shows mit nicht-prominenten Teilnehmern aus dem Alltag[9]. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Begriff talk; auf Show-

[8] Vgl. die Arbeiten von Erving Goffman, z. B. Wir alle spielen Theater, München 1969 sowie Rahmenanalyse, Frankfurt/M. 1977.

[9] Vgl. Arnold Niederer: Kultur im Erdgeschoss, in: Schweizer Monatshefte, 55. Jg., 1975, H 6, 467.

einlagen wird bewusst verzichtet[10]. Anstatt dass jedesmal ein Journalist hingeht, Nachforschungen anstellt und danach als Berufsschreiber einen (seinen) Text verfasst, kommen an diesen Abenden Eingeladene und interessiertes Publikum persönlich zusammen. Die eingeladenen Gesprächspartner sollen dabei nicht als Quasi-Exoten betrachtet werden. Das Publikum spielt nicht applaudierende Kulisse, sondern wird im Gegenteil zum aktiven Eingreifen und zur Mitgestaltung der Veranstaltung aufgefordert. Wir als Gesprächsleiter haben uns immer als Vermittler und nicht so sehr als zentrale Personen aufgefasst, die sich mittels dessen, was andere mitzuteilen haben, zu profilieren suchen. Allerdings haben wir den bühnenungewohnten Eingeladenen gegenüber auch eine gewisse Schutzfunktion. Bei Voten aus dem Publikum, die allzusehr eine(n) der Eingeladenen persönlich anzugreifen suchen, weisen wir darauf hin, dass es an diesen Abenden darum gehe, von den Gästen erst einmal zu erfahren, wie sie zum Beispiel arbeiten und was sie sich zu ihrer Arbeit denken.

Wir glauben, dass die Veranstaltungen einem – wenn auch oft sehr kleinen – Publikum die Möglichkeit geben, Vorurteile durch begründete Urteile zu ersetzen. Die Eingeladenen sind dabei erst einmal in der Situation von Informationslieferanten, nehmen allerdings auch ab und zu die Gelegenheit wahr, mit anderen, die Ähnliches tun wie sie selbst, einmal etwas anders ins Gespräch zu kommen. Selbstverständlich ergibt sich aus der Tatsache, dass in unseren Talk-Shows Leute öffentlich über ihren bis anhin meist privat gehaltenen Alltag reden, auch eine gewisse Begrenztheit der geäusserten Meinungen, Einschätzungen und Erfahrungen[11]. Trotzdem haben wir mit der individuell schwankenden Bereitschaft, über sich selbst Auskunft zu geben, bisher mehrheitlich positive Erfahrungen gemacht. Freilich bringen die Veranstaltungen auch Schwierigkeiten mit sich, von denen eine hier kurz umrissen werden soll. Wenn wir, wie das der Fall war, Motorradfahrer einladen und diese über ihre Freizeitbeschäftigung befragen, besteht die Gefahr, dass sie, bedingt durch die Interaktionsstruktur des Abends

[10] Über «Show» haben wir uns schon oft unterhalten. An einem solchen Abend spielen noch andere Faktoren als die Informationsvermittlung eine Rolle, damit die Veranstaltung zum Tragen kommt. Meiner Meinung nach erfordert die karge Art bisheriger Abende sehr viel vom Publikum. Es muss nicht nur die Bereitschaft mitbringen, etwas über ein bestimmtes Gebiet zu erfahren, es muss im weiteren auch in der Lage sein, sich selbst einen Reim auf das Gebotene zu machen. Ich denke manchmal, dies sei eine Überforderung. Ich neige heute eher dazu, den Happening-Charakter solcher Abende mit einzubeziehen. Ich glaube, der Stil der Zusammenkünfte muss noch weiter entwickelt werden (N. Wyss).

[11] Vgl. die Ausführungen von Albrecht Lehmann: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag, in: Zeitschrift für Volkskunde, 74. Jg., 1978, H. II, 198–215.

(hier Befragte, dort Befragende) das von ihnen bestehende Klischee gerade durch ihre Präsenz als Motorradfahrer noch einmal bestätigen. Einmal bestehen ja schon vor der Veranstaltung bei jedem Besucher und auch bei uns Bilder über den «typischen» Motorradfahrer. Wenn die Eingeladenen in der Veranstaltung dann auch noch ausschliesslich als Motorradfahrer und nicht in ihrer persönlichen Ganzheit angesprochen werden, kann es geschehen, dass sich Vorurteile und Klischees nur bestätigen, anstatt abgebaut zu werden[12].

Verschiedentlich wurde von Eingeladenen im direkten Gespräch auf diese Gefahr aufmerksam gemacht, etwa wenn einer der Motorradfahrer vor dem Publikum bemerkte, ihn befremde die Veranstaltung deshalb, weil er sich als Motorrad Fahrender niemals als Angehöriger einer speziellen Sorte Mensch vorgekommen sei. Diese Meta-Ebene der Veranstaltung scheint uns wichtig, da sonst zum Beispiel Kontrolleure der Verkehrsbetriebe wegen ihrer Berufsrolle nur angegriffen werden und so der Zweck des Abends, weitgefächerte Information zu vermitteln, nicht erfüllt werden kann. (So geschehen in einer Veranstaltung mit Kontrolleuren der Zürcher Verkehrsbetriebe und mit Wächtern des schweizerischen Landesmuseums.)

Eingeladen waren in den letzten drei Jahren unserer «Schule des Alltags» unter anderem: Kioskfrauen, Hebammen und Mütter, Coiffeure, Brasilien-Reisende, Korea-Veteranen, Campingplatz-Wärter, Wirtinnen von Rockerkneipen, Polizisten, Heilsarmisten, jugendliche Diskotheken-Benützer, Taxichauffeure, Gemüse- und Früchtehändler, Laientheater-Spieler, Naturfreunde[13].

Die Gespräche unserer «Schule des Alltags» riefen, so klein sie im Rahmen waren, am Anfang auch ein Echo der Presse hervor. Peter Meier schrieb im Zürcher «Tages-Anzeiger»: «Der erfreulich unaufdringliche, im Plauderton vorgetragene Unterricht besteht darin, dass

[12] Wolfgang Sofsky: Sicherheit durch Normalität?, in: Frankfurter Hefte, 33. Jg., 1978, H. 12, 30: «Die soziale Umwelt scheint sich kaum mehr aus Personen zusammenzusetzen, sondern, im strikten Sinne des Wortes, aus Typen. Dem trägt ironischerweise der jugendliche Sprachgebrauch Rechnung, wenn er von 'irren' oder 'miesen' Typen spricht. Der strategische Gewinn der Typisierung liegt in der Ordnung der Welt, denn sobald man es nur noch mit Rollenträgern zu tun hat, kann von der Mannigfaltigkeit individueller Merkmale abgesehen werden.»

[13] In früheren Talk-Shows versuchte ich, keine Gruppen einzuladen, sondern einfach Frau X und Herrn Y, um eben der unliebsamen Identifikation der Rollenträger auszuweichen. Das erforderte vom Gastgeber noch mehr Integrationskunst, damit es zu einer Begegnung und zu einem Gespärch kommen konnte. Auch war damals jeweils nicht immer klar, wovon jetzt gesprochen werden sollte. So neigten wir in der Folge dazu, identifizierbare Gruppen einzuladen, die eben die Gefahr in sich bargen, Bestätigungen von Klischeevorstellungen zu liefern (N. Wyss).

der Veranstalter vor Publikum 'Menschen wie dich und mich' über ihr privates und berufliches Leben befragt; die Zuschauer können ihrerseits eingreifen und zusätzliche Informationen erbitten. Eine gute, ja bestechende Idee, diese Abwandlung der von Radio und Fernsehen neuerdings ziemlich strapazierten Talk-Show-Formel. Da interviewt für einmal nicht ein mehr oder weniger prominenter 'Master' mehr oder weniger 'gefragte Leute', da reden vielmehr vier, fünf 'normale' Bürger über ihre Probleme, Freuden und Sorgen, Neigungen und Abneigungen.

Die an diesen Abenden entstandenen Gespräche wurden jeweils auf einem kleinen, die eher intime Stimmung des Kleintheaters nicht störenden Tonband aufgenommen. Anschliessend verfassten wir Transkriptionen ins Hochdeutsche, die möglichst unmittelbar am Gesprächsverlauf bleiben sollten (sie beinhalteten alle Schwierigkeiten aller Übersetzungen Mundart–Hochdeutsch) und legten die so entstandenen Texte an folgenden Abenden in Verbindung mit Hinweisen auf kommende Veranstaltungen auf. Ausserdem wurden, um die beschränkte Öffentlichkeit der Abende zu vergrössern, diese Broschüren an von uns gesammelte Adressen Interessierter versandt. Der folgende Ausschnitt stammt aus einem Gespräch mit fünf Laientheater-Spielern. Die Leitung hatte der Autor:

«– Herr G., viele Stücke für Laientheater spielen doch in ländlichen Verhältnissen. Sie und Ihre Gruppe kommen aber aus der Stadt. Warum also Bauernstücke? Warum keine Stücke, deren Inhalt in der Stadt angesiedelt ist?

G.: Wir spielen schon beides, aber die Erfahrung hat uns tatsächlich gezeigt, dass Bauernstücke sich auch in der Stadt grosser Beliebtheit erfreuen. – Die Schwierigkeit mit den Stücken liegt für uns aber noch woanders: es bedeutet ein rechtes Stück Arbeit, überhaupt gute Stücke zu finden. Laienspieler beherrschen ja das Hochdeutsche nur in den seltensten Fällen, so dass sie auf Dialektstücke angewiesen sind, ausser es stünde ihnen – wie das bei unserer Gruppe zum Glück der Fall ist – ein Übersetzer zur Verfügung. Dann ein weiteres Problem: das Fernsehen bringt ja auch viel Volksschauspiel. Weil es wenig Stücke für Laien gibt, kann einem der Fehler unterlaufen, dass das Fernsehen ein Stück, das man aufführen will, kurz zuvor ausgestrahlt hat. In diesem Moment kann man seine eigene Aufführung vergessen.

– Es gibt ja nun auch Gruppen, denen bestimmte Stücke zu wenig 'Niveau' haben. Gibt es zwischen diesen Gruppen und eher volkstümlich ausgerichteten Gruppen auch Differenzen, Frau F.?

F.: Es gibt sie, ohne dass sie jedoch eingestanden würden. Aber

schauen Sie, ein Laientheater hat halt meist nur ein ganz bestimmtes Spielermaterial zur Verfügung, so dass es vielleicht gescheiter ist, ein den Fähigkeiten angepasstes Stück zu nehmen, das eventuell recht 'einfach' sein kann. Wozu ein Stück aufführen, das einer Gruppe zu 'hoch' ist und von ihr nicht bewältigt werden kann?

– Herr B., haben Sie und Ihre Gruppe auch schon einmal ein 'hohes' Nachdenk-Stück gespielt?

B.: Nein, das ist bei uns noch nicht vorgekommen. Die Stücke, die wir spielen, erfassen die volkstümliche, die breite Masse. Das Publikum setzt sich bei uns zusammen aus Mitgliedern des Bündner-Vereins Zürich-Oerlikon und dann auch aus Leuten aus dem Stadtteil, die sonst wahrscheinlich eher nicht ins Theater gehen, die zu uns aber regelmässig kommen.

G.: Auch wir haben eine Anhängerschaft, die unsere Art, Theater zu machen, kennt, und die wegbliebe, wenn wir plötzlich etwas ganz anderes spielten. Wir würden bald einmal vor ein paar wenigen Zuschauerreihen spielen. Was soll ich also mit einem anspruchsvollen Stück, wenn ich damit dem Publikumsgeschmack nicht gerecht werde? ... Die Leute wollen unterhalten werden. Sie wollen nicht die Wirklichkeit, die sie schon kennen, auch auf der Bühne noch einmal sehen. Sie wollen sich aus der Realität herausheben lassen in etwas Konstruktives und Phantasievolles hinein.»

Das Echo auf die Veröffentlichungen der Gesprächsprotokolle führte uns zum Versuch, das Projekt in einem weiteren Schritt auszubauen und die Herausgabe einer Zeitschrift zu wagen, die wie die Programmhefte den etwas riskanten Titel «Der Alltag» tragen sollte[14]. Inhaltlich sollte sich die Zeitschrift an die in den Talk-Shows behandelten Themenkreise anlehnen, gleichzeitig aber auch weitergehende Beiträge zum Thema Alltag aufnehmen können. Die Zielvosrtellung war, sowohl Betroffene über ihren eigenen Alltag schreiben zu lassen wie auch versierte Autoren zur Beschreibung des Alltags anderer anzuregen. Um es gleich vorweg zu nehmen: das erste Ziel erwies sich als äusserst schwer zu erreichen. Dies hängt damit zusammen, dass in unserer Gesellschaft, beziehungsweise in deren bildungsmässig schwächeren Schichten und Gruppen eine eigenkreative schriftliche Kultur nur beschränkt besteht. Wir hatten und haben Schwierigkeiten, Autoren zu finden, die wir anregen könnten, über ihre ihnen ganz selbstverständliche Lebenswelt zu schreiben. Als Ausweg bot sich an, interessierte Studenten, die aus wirtschaftlichen Gründen eine Arbeit neben

[14] Riskant aus markttechnischen Überlegungen heraus: Wer will vom grauen Alltag noch mehr erfahren, als was er selber darin schon erfahren muss? (N. Wyss).

ihrem Studium verrichten, über ihre eigenen Erfahrungen in entsprechenden Berufsbereichen berichten zu lassen.

Über den Alltag schreiben bringt, wie es Arnold Niederer in einem Brief an uns Herausgeber ausdrückte, sowohl für schreibende Teilnehmer an einem bestimmten Alltag als auch für Autoren mit journalistischer Erfahrung ganz allgemeine Schwierigkeiten mit sich: «Demjenigen, der über den Alltag schreibt (den gegenwärtigen oder den vergangenen) drohen zwei Gefahren: einerseits die Faszination durch die theoretische und quantifizierende Abstraktion, andererseits die Versuchung durch die literarische Überhöhung und Verklärung. In beiden Fällen entsteht eine Distanz zu den Menschen und den Erscheinungen des Alltags, zu denen der Leser ja gerade durch lebensnahe und konkrete Darstellung hingeführt werden möchte.»

Ein gelungenes Beispiel, einen Berufsalltag-Teilnehmer als Berichterstatter zu motivieren, bot der Beitrag «Wieviel weiss ein Pöstler wirklich?» von Christian Gerig. Der Autor ist Student und Briefträger, wobei ihm – nach seinen eigenen Aussagen – zur Zeit der Entstehung seines Beitrages selbst nicht ganz klar war, welchen der beiden Berufe er als Hauptberuf bezeichnen würde. So pendelte er zwischen Postgebäude und Universität hin und her. Er schrieb für uns einen Text, in dem es um Klischeevorstellungen und Wirklichkeit der in manchen Geschichten, Witzen und Anekdoten vorbelasteten Person des uniformierten Briefträgers ging. Unter dem Abschnitt «Was hat es mit den Briefträgern, Milchmännern und Grünen Witwen auf sich?» schrieb er:

«Eigentlich ist es merkwürdig: im Postamt Wallisellen arbeiten zwölf Briefträger beziehungsweise Paketboten Morgen für Morgen von sechs bis neun Uhr nebeneinander, plauschen, zünden, stöhnen über die Massensendungen in der Weihnachtszeit und kennen sich seit Jahren; aber über solche Themen wird nie offen gesprochen, es hängen nur Andeutungen in der Luft. Die Älteren lächeln nachsichtig über die 'Abenteuer' der Jüngeren. Es werden Klischees aufgebaut und auch aufrechterhalten, obwohl sie von allen als solche erkannt werden. Erst als ich nach der Tour im Restaurant 'Linde' einmal die konkrete Frage stellte, was es denn mit den Milchmännern, Briefträgern und Grünen Witwen tatsächlich auf sich habe, wurde ernsthaft darüber diskutiert: über den Gruppendruck, der den Einzelnen dazu zwinge, so zu tun, als ob. Sicher sei dem einen oder anderen schon der Schweiss unter der Uniform ausgebrochen, weil eine Hausfrau ein wenig zu verführerisch gekleidet war. Ihnen sei aber nur ein einziger Fall bekannt, wo eine Kundin es wirklich darauf angelegt habe, dem ziemlich jungen Boten den Kopf zu verdrehen.»

Die uns vom Autor zugetragenen Berichte über recht lebhafte Diskussionen unter Briefträgern, welche der Beitrag ausgelöst habe, zeigten uns, dass wir mit solchen Artikeln, aus volkskundlichem Interesse angeregt und für eine weitere Öffentlichkeit aufgearbeitet, durchaus auch bei weiteren Kreisen mit Interesse rechnen konnten[15].

Es fanden unter anderen folgende Beiträge Eingang in die Hefte: Im Zürcher Hauptbahnhof: Notizen zu einem vielbegangenen Ort. – Ein Erfahrungsbericht eines Securitas-Wächters zum Thema Tombolas. – Ein Bericht eines Besuchs an der Furka, der die Kultur, die Lebensweise und die Arbeit der Furkatunnel-Arbeiter beinhaltete. – Überlegungen zu alternativen Lebensformen. – Die traurige Geschichte der glücklosen Sonja Reder: Zum Thema Groschenroman. – Nachrichten aus dem Land der Schönheit: Gespräch mit Coiffeuren. – Nachrichten aus dem Kaffeeland: Gespräch mit Brasilien-Reisenden. – Das Mittagessen: Ein Beitrag zum erschwerten Alltag behinderter Kinder. – Auch wir Masseusen brauchen Liebe: Interviews mit Zürcher Masseusen. – Ansichten eines Juniorchefs: Selbsterfahrungsbericht eines Jungfabrikanten. – Singen in Hull: Gesang in der Kneipe als Bewältigung der misslichen sozialen Lage englischer Arbeiter. – Interview mit dem Läufer und Europameister Markus Ryffel. – Wahre Geschichten, bitte!: Bericht einer Kioskverkäuferin und Studentin.– Glattnachtfieber: Einkaufszentren als neue Orte der Alltagskultur. – Camper wollen anständig sein: Zur Entwicklung der schweizerischen Campingbewegung. – Gespräch über Verschwiegenes: Nachrichten vom Abort. – Trauriges Schülerleben: Schüler über ihren Alltag.

III.

Die bisherigen Ausführungen deuten neben den Schwierigkeiten, mit einem volkskundlich-soziologisch ausgerichteten Organ in den Zeitschriftenmarkt vorzudringen, noch einige weitere an, die mit Medienkonsumgewohnheiten zusammenhängen. Wir haben in einem der Editorials geschrieben, wir würden in unseren Beiträgen zum Wechsel der Brille auffordern, wir wünschten uns eine immer wieder neu zu bestimmende Betrachtungsweise alltäglicher Vorgänge unserer unmittelbaren und auch unserer weiteren Umgebung (ethnologische

[15] Interesse zeigten besonders Leute, denen Alltag als beachtenswertes Phänomen bereits ein Begriff war, sei es, weil sie entsprechende Fächer studierten (Volkskunde, Ethnologie, Soziologie, Psychologie), oder weil sie sich professionell mit Alltagsproblemen auseinandersetzen beziehungsweise Nutzniesser sind, weil sie in Kontakt kommen mit am Alltag Leidenden. Hier wären Ärzte, Psychologen, Sozialarbeiter usw. zu erwähnen (N. Wyss).

Beiträge fanden ebenfalls Eingang in die Hefte). Wir sagten, unser Anspruch, den Alltag in der in den Heften vorliegenden Form zu behandeln, beinhalte Befremdung – und auch Trauer. Befremdung schloss dabei Anstrengung mit ein, die uns alltägliche Verrichtungen und Verhaltensweisen machen. Trauer wies auf unsere Distanziertheit zu vielen Geschehnissen um uns hin. Wir sagten auch, dass wir glaubten, nicht die einzigen zu sein, die das Wort Distanzerfahrung aus eigener Anschauung kennen würden[16]. Wir – und damit meinten wir auch die Leser – leben mit verschiedenen Welten, sind nicht mehr in festen dörflichen Umgebungen aufgehoben, die uns keinen Platz für anderes liessen. Wir müssen uns unsere Möglichkeiten für die täglichen Abläufe selbst suchen, haben (beschränkte) Wahlmöglichkeiten und können in der Freizeit und privat zu Hause sehr anders sein als am Arbeitsplatz, selbst wenn wir spüren, dass die Arbeit in die Privatsphäre hineinwirkt.

Entsprechend dieser von uns vorerst einmal gesetzten offenen Lebensmöglichkeiten, wie sie für viele, vor allem städtische Menschen gilt (wir sagen nicht: für alle!), wollten und wollen wir unsere Zeitschrift und unsere Talk-Shows behandeln: als stets revidierbare, immer neu zu prüfende Haltung, als Geschichte mit offenem Ausgang, als Forschungsprojekt und Lebenshaltung[17]. Am ehesten sehen wir uns noch als vermittelnde Anwälte der in den Beiträgen Dargestellten oder der auf der Bühne Eingeladenen, indem wir ihre Lebensbedingungen und -formen immer wieder zum Thema machen wollen.

Mit dieser Haltung stiessen wir auf Widerstand. Schrieben wir einmal, wir wollten die Welt fürs erste so belassen, wie sie ist, um ihr dafür durch genaues Betrachten, Beschreiben und auch Analysieren nachzuspüren, erhielten wir bald einmal die Reaktion: Was soll's? Äusserungen zum Titel der Zeitschrift, zur Offenheit bestimmter Artikel und zur Gesamtthematik unserer Aktivitäten zeigten uns, dass wir mit unserer Idee, kein Organ zu schaffen, in dem endlich Abschliessendes im Sinne von Lebenshilfe zum vorbelasteten Thema Alltag ausgesagt würde, Enttäuschung hervorriefen.

Wer sich aus dem gesicherten Rahmen wissenschaftlicher Publikationen hinausbegibt und – mit auf wissenschaftlichem Gedankengut gründenden Aktivitäten – etwas breitere Öffentlichkeit herstellen will, um den eingangs geschilderten Informationsstau ins Fliessen zu brin-

[16] Vgl. dazu Hans Peter Thurn: Grundprobleme eines sozialwissenschaftlichen Konzepts der Alltagskultur, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 30. Jg., 1978, 51.

[17] Vgl. Ina-Maria Greverus: Kultur und Alltagswelt, München 1978, 278f.

gen, muss mit Ablehnung rechnen. Er wird die Erfahrung machen, dass Themen in massenmedialen Rahmen nur solange gefragt sind, als sie eine «Story» abgeben, eine Geschichte über zu Objekten gemachte Menschen oder über Objekte selbst, über oft aufgewertete Einzelerscheinungen und Ereignisse. Wer sich mit aus volkskundlichen Überlegungen entstandenen Berichten über das Allernächstliegende, über scheinbare Banalitäten, über bekannte und selbst ausgeführte Verhaltensweisen, über Rollen, deren Zerbrechlichkeit und Widerstandskraft und über Symbolik in täglichen Interaktionssituationen im Rahmen journalistischer Öffentlichkeitsarbeit befassen will, muss damit rechnen, dass so freundlich-wohlwollende Reaktionen wie diejenige des Neuenburger Ethnologen Pierre Centlivres eher Ausnahmen sind. Er schrieb uns: «Cette publication me semble bien venue et bien éditée; elle remplit une lacune dans la littérature ethnologique, celle d'une ethnographie du quotidien, du banal, de l'immédiat. Sur les scènes et les thèmes quotidiens de notre vie de tous les jours, votre revue jette un regard en quelque sorte oblique, éclairage frisant qui fait ressortir ce qu'on avait toujours vu et toujours su, mais dont on n'avait pas pris connaissance, à cause de leur évidence et de leur banalité mêmes!»